

Nr. 174. Bromberg, den 1. August 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(18. Fortsetzung.)

Spatz aber klammerte sich an Friedes rechten Arm fest und weinte wie ein Kind:

„Gnädiges Fräulein, ich trage keine Schuld. Nicht aus den Augen gelassen habe ich Fanfare, ebensowenig wie Käsbier."

„Ruhig, ruhig, mein Junge, ich weiß ja."

Friede war wie betäubt.

„Ist ein Arzt benachrichtigt worden?"

Käsbier nickte. „So wie wir den Schimmel gefunden haben, hat Spatz auf der Gesandtschaft angerufen", meldete er. Und die wollen einen deutschen Tierarzt herschicken, der sich zufällig hier aufhält. Ist freilich zwei Stunden her, aber an dem Zustand der Stute hat sich inzwischen nichts geändert. Ach, gnädiges Fräulein", er weinte beinahe, „vielleicht ist es nur halb so schlimm und wir siegen trotzdem."

„Gott geb's Spatz", sagte Friede hoffnungslos und wandte sich um. Im Rahmen der Tür stand, geleitet von Leonardo, Dr. Alfred Schütz, der Arzt.

„Raus hier!" brüllte Käsbier den mexikanischen Stallmeister an. Achselzuckend fügte sich dieser. „Wird wohl nicht mehr viel zu machen sein", sagte er hämisch. „Ist wahrscheinlich von giftiger Pferdebremse gestochen, armer Gaul. Kenne das aus meiner Tätigkeit als Weidereiter."

Inzwischen untersuchte der Arzt, ein angenehmer, älterer Herr, der einen sehr erfahrenen Eindruck machte, den Patienten. Kopfschüttelnd betastete er ihn, und als er mit einem spitzen Instrument in die eine Schenkelseite des Tieres stach, spritzte ein dünner Blutstrahl empor, den er mit blutstillender Watte sofort wieder zum Stillstand brachte.

„Das ist gut", meinte er, „sehr gut sogar."

Dann richtete er sich aus seiner gebückten Haltung an der Seite des Gaules auf, zog den weißen Kittel glatt, den er in seiner Tasche mitgebracht hatte, und lächelte Friede ermutigend an.

„Keinerlei Lebensgefahr, mein gnädiges Fräulein. Hier ist nur ein kleiner Schurkenstreich inszeniert worden, um das Tier von dem Turnier auszuschalten. Welcher Art das mißglückte Attentat ist, muß freilich erst noch festgestellt werden. Sicherlich ist man außerordentlich primitiv vorgegangen, wie das hierzulande Brauch ist". Ein abtaxierender Blick haftete an Spatz. „Der alte Pferdepfleger hat sich vorhin glänzend bei mir eingeführt, als er den braunen Peone da zum Tempel hinauspfefferte. Aber wer ist dieser junge Mann, bitte?" Er sah Friede an.

„Spatz?" Ganz weich klang ihre Stimme. „Für den bürge ich ebenso wie für mich selbst! Ist ein Landsmann, Herr Doktor, und seit Jahren in meinen Diensten."

„. . .'tschuldige, mein Sohn. Irren ist menschlich. Und dieser Stall scheint ja Feindesland zu sein."

„Was nun? Das Turnier werde ich mitmachen können, Herr Doktor?"

Dr. Schütz zuckte die Achseln. Er hätte dem schönen Mädchen, das da mit so verzweifelten Augen auf ein erlösendes Wort wartete, gern einen Trost gegeben, aber wozu Dinge versprechen, die man vielleicht nicht meistern kann.

„Gnädiges Fräulein, wenn wir das Mittel kennen würden, mit dem Ihr Tier matt gesetzt worden ist, wäre es nicht ausgeschlossen. Aber das ist eben die kniffliche Geschichte. Werden wir es herausbekommen? Ich bin zwar schon ein paar Jahre im Lande und kenne viele Tücken, deren gewissenlose Menschen hier fähig sind, aber an Schurkereien lernt man nie aus. Na, wollen mal sehen, und nicht den Mut verlieren, Fräulein von Stetten."

Suchend sah sich der Arzt in Fanfares Nähe um, die ungestört weiterschlief.

„Bitte, ein ganz sauberes Wasserglas."

Käsbier und Spatz sprangen hin und her, die Wünsche des Arztes zu erfüllen. Der ließ dem Trinkwasser eine Probe entnehmen, füllte etwas davon in ein mitgebrachtes Reagenzgläschen, tat ein feines Pulver dazu, das er gleichfalls seiner unerschöpflichen Tasche entnahm. Das Röhrchen wurde über eine Spiritusflamme erwärmt. Atemlos sahen Friede und ihre Getreuen zu. Plötzlich sagte Dr. Schütz mit einem tiefen Aufatmen:

„Na, das ist ja noch günstiger, als wir hoffen dürfen Das werden wir hoffentlich kriegen, Fräulein von Stetten Chlorahydrat! Schläfert ein, ohne zu töten. Schläfert tagelang ein. Natürlich können wir das Gift aus dem Körper des Tieres herausbringen, doch das schwächt das Tier so, daß es vermutlich am Abend ebensowenig auftreten kann wie jetzt. Wollen mal versuchen, es kalt abzuduschen. Haben Sie hier Kaltwasseranschluß?"

Aber auch dieses Mittel versagte. Große Gartenschläuche voll Wasser ergossen sich über Fanfare, die sich auf die andere Seite wälzte, im übrigen aber ruhig weiterschlief.

„Bitte nicht, Herr Doktor", bat Friede gequält. „Da laß ich lieber das Turnier sausen. Fanfare soll nicht so leiden. Ich —"

„Was höre ich? Ein Attentat ist auf den Favoriten verübt worden? „Kreidebleich stand Don Luis vor Friede, ein unheimliches Funkeln in den dunklen Augen. „Sagen Sie mir, wen haben Sie im Verdacht, Senorita? Donna Victoria — Don Claudio? der Chef Politico muß benachrichtigt werden, die Gerichtsbehörde in Kenntnis gesetzt werden. Wird das Tier sich wieder erholen? Senorita Stetten, ich bürge Ihnen für jeden Schaden, der Ihnen durch dies Abenteuer entstehen kann."

Friede lächelte schmerzvoll:

„Das kann im Augenblick nichts nützen, Senor Potosi. Wir müssen das Turnier verlegen. Fanfare ist eingeschläfert worden, ohne daß, wie mir Dr. Schütz versichert, Gefahr für das Leben meines Tieres besteht. Aber sagen Sie, Don Potosi", ein mißtrauischer Blick traf ihn, „können Sie mir etwas über das Befinden Caramellas sagen? Ist die Stute etwa auch außer Gefecht gesetzt?"

„Nein, noch nicht. Aber ich werde sie außer Gefecht setzen, Senorita. Verlassen Sie sich ganz auf mich. Natürlich wird das Turnier verlegt." Potosi war aufrichtig verzweifelt.

In diesem Augenblick tat er Friede ernstlich leid. Einen Moment dachte sie scharf nach.

„Neulich sah ich Sie über die Avenida Santa Maria auf einem herrlichen Fuchs reiten, Senor Potosi. Was ist das für ein Tier?"

„Dreijähriges Vollblut, lammfromm, äußerst intelligent. „Chica" hat dabei Temperament und Dressur. Ist sechs Monate lang unter einem Kunstreiter gegangen, von dem ich das Tier erworben habe, Senorita. Halb geschenkt war es damals, der Bursche . . ."

„Wo kann ich es Probe reiten?" unterbrach Friede den Redeschwall Don Potosis. „Welche Figuren beherrscht es? Können Sie mir die so aufschreiben, wie man sie ausspricht?"

Don Luis Potosi hatte blitzschnell begriffen und strahlte über das ganze Gesicht.

„Maravilloso", lächelte er. „Freilich können Sie Chica nur im Freien ausprobieren, wenn Sie die Reithalle hier nicht vorziehen sollten. Ich garantiere Ihnen für größtmögliche Sicherheit. Ich selbst werde Ihnen jede Störung fernhalten."

„Das genügt. Lassen Sie mir augenblicklich Chica hierherbringen und setzen Sie mir ein Vokabelarium darüber auf, wie ich mich mit ihr zu verständigen habe."

*

„Donnerwetter!" bewundernd sahen ihr der Arzt und die Pferdepfleger nach, als sie den Stall Seite an Seite mit Don Potosi wieder verließ. Dr. Schütz hatte ihr versprochen, alle zwei Stunden nach Fanfare zu sehen. Man mußte das Pferd ausschlafen lassen, sollte es ohne Schädigung seiner Gesundheit davonkommen.

„Ich ahne, wer der Schuldige ist", brummte Spatz verbissen vor sich hin. „Na warte nur, Jungeken, wie ich nach dem Turnier mit dir Schlitten fahren werde!"

Er zitterte vor Wut am ganzen Leibe und war mit Käsbier einer Ansicht: der Lümmel, der das angerichtet hatte, mußte so „vertobakt" werden, daß ihm Hören und Sehen verging.

„Wenn der mal deutsche Fäuste auf seinem gelben Buckel fühlen wird, wird er sich wohl hüten, nochmals Giftmordversuche zu machen", tobte Spatz. Und Käsbier fügte hinzu:

„So ein dummer Bengel. Nee ock, sich selbst a su in die Nesseln zu setzen. Aber das Roochen, davon hast du nun woll die Nas' plen, mein Junge," meinte er zu Spatz. Der hatte ihm, als sie Fanfare krank im Stall fanden, von seinem Erlebnis mit Leonardo erzählt. Beide waren aber übereingekommen, reinen Mund zu halten, bis das Turnier vorüber war. Erst dann wollten sie ihrem Feind ans Leder.

Donna Victoria glaubte ihren Ohren nicht zu trauen, als Manuela ihr frühmorgens erzählte:

„Denken Sie nur, Senorita, was nun mit dem Turnier wieder los ist. Senor Potosis Chica ist in den Hof gebracht worden, und die Reithalle ist für jeden außer Senorita Stetten gesperrt."

Donna Victoria lachte grell auf:

„Kostbar, kostbar", höhnte sie. „Nun wird wohl die Deutsche von heute bis abends aus Chica das Wunderpferd und den Turniersieger machen. Daß sie sich nicht geniert, sich lächerlich zu machen. Niemals gewinnt sie jetzt. Nicht wahr, Manuela?"

„Nein, Donna Victoria, ganz ausgeschlossen", versicherte Manuela. Sie war zwar innerlich nicht so sehr davon überzeugt, denn man flüsterte sich zu, daß die Deutsche hexenhafte Reitkünste besitze. Aber warum sollte man es riskieren, von der Herrin ein Glas oder ein Buch an den Kopf geworfen zu bekommen.

Die Sicherheit Donna Victorias war in Wirklichkeit nur gespielt. Je weiter der Tag vorschritt, um so nervöser wurde sie. Als sich dann nach und nach die große Reithalle mit Gästen füllte, die zu dem Turnier gekommen waren, brach die unterdrückte Wut in ihr immer mehr aus. Manuela konnte ihr nichts recht machen. Leonardo wollte sie sprechen. Sie ließ ihm sagen, er möge sich zum Teufel scheren. Als sie hörte, daß das Leben Fanfares gerettet war, war es aus mit ihrer Fassung. Der neue, weiße Wildlederanzug, den sie als besondere Sensation an diesem Abend tragen wollte, flog in die Ecke, als er im Rücken ein Fältchen warf. Schließlich entschied sie sich für ihren alten dunkelgrünen Reitdreß, der ihre herrliche Figur eng umschloß, und steckte an die Schirmmütze eine glühendrote Kamelie. Von einem geradezu drohenden Zauber war sie, die schönste Frau Mexikos, als ihr gemeldet wurde, es wäre Zeit, aufzusitzen.

Ohne jede Erregung hatte sich inzwischen Friede im Cardenas umgekleidet. Zu ihren stahlblauen Breeches trug sie ein weißes bastseidenes Hemd, den breitrandigen Strohhut auf das blonde Haar gedrückt. Chica — das wußte sie genau — würde sie nicht im Stich lassen, wenn die Reiterin selbst von ihren mühsam erlernten spanisch-mexikanischen Brocken nicht im Stich gelassen wurde. Der herrliche Rotfuchs übertraf sich selbst an Geschmeidigkeit der Gangart und an Genügsamkeit. Beim Übergang von einem Tempo in das andere behielt er tadellosen Takt, versammelte Friede ihn auf der Stelle, so wich er nicht eine Sekunde von seinem Platz ab. Als Piaffeur war er nicht weniger stolz als Fanfare, und auch bei der Lancade erwies er sich fügsam und willig. Nur springen konnte der Fuchs nicht. Chica, der ein wenig zierlich für einen Hengst war, und darum den Namen Chica-Kleinchen bekommen hatte, war kein Springpferd. Und gerade im Springen war Friede am stärksten. Aber das half nichts. Die deutschen Farben mußten heute abend am Mast hochgehen, schwarz-weiß-rot mußten siegen gegen ausländische Niedertracht und Tücke.

Gedankenvoll betrat Friede den Vorraum der Reithalle. Sie wollte rasch noch einmal nach Fanfare sehen. Das Pferd hatte bis jetzt ununterbrochen geschlafen. Aber Friede wollte nicht ins Turnier gehen, ohne ihrem Liebling noch einen letzten Blick geschenkt zu haben.

Glühend vor Freude kam ihr Spatz entgegen:

„Gnädiges Fräulein, rasch!"

Er packte sie am Arm und zog sie in den Stall.

Fanfare wieherte ihr fröhlich entgegen, völlig munter und schon aufgezäumt stand die Stute da. Jede Müdigkeit war von ihr genommen, ihre Augen funkelten vor Tatendurst, und Käsbier vermochte kaum das wundervolle Tier in dem engen Gang zwischen Box und Stallwand zu halten.

„Fanfare", jubelte Friede, „liebe, gute Fanfare."

Schluchzend umschlang sie den Hals des Tieres. Ihr Hut glitt zu Boden, als sie das Gesicht in der silbergrauen Mähne des Pferdes verbarg.

„Mit dem werden Sie heute abend Bäume einreißen können, gnädiges Fräulein."

Die warme Stimme Dr. Schütz' riß Friede aus ihrer halben Betäubung empor.

„Die Schurken haben ihren Streich etwa zehn Stunden zu früh ausgeführt", erklärte er ihr. „Gottseidank waren also Stümper am Werk. Und nun gestatten Sie mir gütigst einen Vorschlag."

Friede strahlte vor Glück, als der Doktor weiter sprach. Schließlich klatschte sie in die Hände wie ein kleines Kind.

„Ich kann mich also felsenfest darauf verlassen, daß wirklich niemand etwas von Fafares vorzeitiger Auferstehung aus dem Dauerschlaf weiß?" lächelte sie.

„Niemand!"

Wie aus einem Munde versicherten es Dr. Schütz, Spatz und Käsbier.

„Gut, dann will ich es wagen!" Stolz reckte Friede die schlanke Gestalt empor.

„Auf die Gesichter freu ich mich!" Sie war lebhaft, wie selten im Leben. „Aber Don Potosi will ich Bescheid sagen. Er hat sich überaus anständig in dieser häßlichen Affäre gezeigt. Spatz, ruf ihn bitte hierher. Aber er soll sich beeilen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Sternenhimmel im August.

Von Dr. Dr. Carl G. Cornelius.

Um 22 Uhr (Anfang des Monats um 23, Ende um 21 Uhr, strahlen in geringer Entfernung vom Scheitelpunkt des Himmels zwei auffallende Sterne erster Größe: Wega, der Hauptpunkt der kleinen W-förmigen Leier, südwestlich, und südöstlich Deneb, der das Ende des mit vorgestrecktem Halse fliegenden Schwanes markiert. In der Gegend unterhalb von ihm sind die im August lohnendsten Beobachtungsobjekte des Fixsternhimmels zu finden. In halber Höhe des Firmaments zieht sich von Nordost über Ost nach Südost das langgestreckte Sternenband der Andromeda, das in das ebenfalls ausgedehnte Bild des Pegasus übergeht und mit ihm eine dem Großen Wagen ähnliche Figur bildet, die ihrer Ausmaße wegen die Bezeichnung „Currus maximus" (sehr großer Wagen) führt. Oberhalb des mittleren Andromedasterns ist im Abstand von etwa acht Vollmondscheiben schon im Opernglas ein leichtes Wölkchen zu erblicken. Dies ist der Andromedanebel, das geheimnisvollste aller dieser Gebilde, von dem wohl mit Recht angenommen wird, daß es nicht zum Bereich unseres Milchstraßensystems gehört, sondern eine unendlich ferne riesengroße Welteninsel darstellt, die aus Millionen von Sonnen zusammengesetzt ist.

Zum Horizont hin ist der östliche Himmelsteil mit den Lichtpunkten von Widder, Fischen, Wassermann übersät, die nach Süden zu in den Steinbock übergehen. Zwischen ihm und dem eingangs genannten Wächter des Zeniths glänzt ziemlich hoch im Süden ein heller Stern: Atair im Adler, leicht erkenntlich durch sein weißes Licht und die unmittelbare Nachbarschaft eines Sternes dritter Größe oberhalb von ihm. Im Südwestquadranten drängen sich in Herkules, Schlange, Schlangenträger, Skorpion und Waage eine Fülle wenig auffallender Lichtpunkte, nachdem der rötliche Antares im Skorpion und die helle Spica in der Jungfrau zur angegebenen Beobachtungszeit gerade unter den Horizont getaucht sind. Die Bären mit ihrem Führer Bootes und dessen rötlicher Hauptstern Arctur beherrschen den Nordwestteil des Firmaments, während im Nordosten Cassiopeia, Perseus und Fuhrmann mit der gelben Capella stehen.

Am oberen Ende des Perseusbogens befindet sich die Stelle, von wo der um den Laurentiustag (10. August) auftretende Sternschnuppenschwarm seinen Ausgang nimmt. Die Perseiden, wie die Schnuppen hiernach genannt werden, sind einer der beiden Hauptschwärme des Jahres. Sie haben verhältnismäßig kurze Bahnen und große Geschwindigkeit und beginnen durchschnittlich in beträchtlicher Höhe (130 Kilometer über dem Erdboden) aufzuleuchten.

Die Beobachtungslage der Planeten ist im August weniger günstig als in den Vormonaten. Der innerste und der äußerste Planet, Merkur und Neptun, bleiben überhaupt unsichtbar. Venus hat zwar den Zeitpunkt ihres größten Glanzes erreicht, aber die Dauer, die sie nach Sonnenuntergang noch als Abendstern am Himmel steht, verringert sich immer mehr, gegen Monatsende sogar auf weniger als eine Stunde. Die Rolle des Abendsterns fällt somit Jupiter zu, der mit der Waage bei Dämmerungsbeginn hoch am Firmament erscheint und bis in die zehnte Abendstunde sein weißgelbes Licht erstrahlen läßt. Mars bewegt sich auffällig auf ihn zu und geht in der Nacht vom 27. zum 28. an dem größeren Planetenbruder vorüber. Die beiden restlichen Wandelsterne, Saturn und Uranus, bleiben die ganze Nacht sichtbar. Der für das bloße Auge recht unscheinbare Uranus steht im westlichen Teil des Widder, während Saturn, der am 31. in Oppositionsstellung zur Sonne kommt, im Wassermann ein wesentlich eindrucksvolleres Bild bietet. Seine Helligkeit übertrifft im August die von Mars.

Die Sonne tritt am 24. aus dem Zeichen des Löwen in das der Jungfrau. Die Tageslänge senkt sich von 15 Stunden, 30 Minuten am 1. auf 13 Stunden, 45 Minuten am Monatsletzten. Die Hauptlichtgestalten des Mondes fallen auf folgende Daten: Erstes Viertel am 7. um 14 Uhr 23 Minuten, Vollmond am 14. um 13 Uhr 44 Minuten, Letztes Viertel am 21. um 4 Uhr 17 Minuten und Neumond am 29. um 2 Uhr 0 Minuten.

Stierkampf in Barcelona.

Von Herbert Hesse.

Toros, Toros...

Toro heißt der Stier, Torero der Stierkämpfer; Plaza de Toros Monumental ist die eine der beiden Riesenarenen Barcelonas. „Toros?" fragst du den Eingeborenen, um dich vom Hafen, vom Bahnhof oder Hotel zur Stätte der Sensationen durchzufinden; verständnisvoll ausgestreckte Arme weisen dir den Weg. Und „Toros" steht klassisch schlicht auf den Schildern der Straßenbahnwagen, die zur Arena fahren.

Toros, Toros — wälzt sich die Menge einmütig in den mächtigen Zirkusrundbau. Dann freilich scheiden sich die Geister: Erster Rang, zweiter Rang, Sonnenplatz und Schattenseite... Von den Türhütern dirigiert, komme ich zu meinem Sitz. — „Sitz" ist übrigens viel gesagt. Die steil aufsteigenden Zuschauerplätze sind nichts anderes als einfache Steinmauern, durch eingemeißelte Nummern notdürftig abgeteilt. Aber die Gebrauchsanweisung ist ganz einfach: Um weich sitzen und seine Begeisterung ausdrücken zu können, leiht man sich ein schmales, hartgestopftes Kissen. Die Füße baumeln in dem schmalen Gang vor der Sitzmauer, bohren sich dann in der Hitze des Gefechtes mit Vorliebe zwischen die Seiten der etwas tiefer sitzenden Vordermänner und erklettern, wenn der fünfte Stier den Todesstoß erwartet, aufgeregt den eigenen Sitzplatz. Das Kissen ist um diese Zeit meist schon in die Arena geflogen...

Murmeln, Lärmen, Schreien, Tosen. In der Corrida, dem bretterumhegten Sandplatz, werben die kalten Buchstaben einer ausgespannten Leinwand für ein Schönheitsmittel. Der Brodem von vieltausend Menschenleibern wallt auf... Plötzlich füllt Leben den Sandplatz: breitschultrige schneeweiße Pferde — eine Art Lippizaner Zucht —, Fechter, in leuchtendes Rot und Gelb gekleidet, ein Gespann schwerer Ackergäule, die dann den toten Stier hinausschleifen sollen... Schon hat der Zug die Corrida umschritten. So schnell geht alles. Ehe man seine Erinnerungen aus den Schullesebüchern ordnen kann, huschen die Ereignisse vorbei. Eine Ehrenrunde, Degengrüße zur Loge. Ein Tor hat sich geöffnet, der Lärm verebbt, ein dumpfes Keuchen von drunten her, der Stier ist auf den Kampfplatz gerast. Braunschwarz, den zottigen Nacken gesenkt, verharrt er mitten auf dem Platz, — nach langer finsterer Haft geblendet vom Licht, stutzend vor dem dumpfen Gebraus des tausendköpfigen summenden Untiers Mensch.

Was ist das? Grellbunte Gestalten flitzen heran, blutrote Tücher wehen. Gereizt nimmt der Stier in weiten Sprüngen die Feinde an. In Klumpen fliegt der Sand von den schwarzen Hufen, überraschend schnell fährt das schwere Tier hierhin und dorthin, urplötzlich herumgerissen auf den stämmigen Hinterbeinen. Aber blitzgeschwind sind die schmalen Toreros ausgewichen, mit hastigen Sprüngen haben sie sich in den schmalen Gang gerettet, der hinter der Bretterwand die Corrida umzieht. Mäßiger wird schon das Tempo des Tieres.

Bulle gegen Lanzenreiter!

Ein Trompetensignal. Die Pikadores treten auf, die Lanzenreiter! Die Nachfahren jener adligen Ritter, die dereinst mit dem wütenden Bullen auf Tod und Leben fochten. Tod und Leben haben derzeiten ihre Wertschätzung verändert. Wir nehmen den Rittern von heute ein paar Vorsichtsmaßregeln nicht mehr übel. Mit Wattedecken haben sie ihre Schenkel und die rechte Seite des Pferdes gepolstert. Auf dem Haupt thront der flache Eisenhelm.

Rote Tücher lenken den Bullen auf den neuen Feind. Und jetzt auf zum fröhlichen Reiterkampf! Zwei Männer ziehen die braune Stute dem Stier entgegen. Sie scheut, denn ihr rechtes Auge ist verbunden. Instinkthaft nur ahnt sie von dort die Gefahr, in Trab will sie sich setzen, aber unerbittlich halten die Männer am Zügel und am Widerrist. Zittern durchläuft die mageren Flanken. Es ist ein armes, altes Tier, bejahrt und in den Sielen müde geworden. Ratlos steht das Pferd, Stockhiebe treiben es einen Schritt zur Seite, da fühlt es vom schwarzen Nichts her unvermuteten Angriff. Die Vorderfüße in den Sand gestemmt, wuchtet der Bulle dumpf grollend gegen die unförmige Körpermasse. Der Reiter bohrt die Lanze mit der Widerhaken-

spitze in das dunkle Fell. Toller stößt der gereizte Stier. Die Polsterfetzen fliegen, schief ist das Pferd gegen die Bretterplanke gesunken. Vergebens sucht es den gefesselten Kopf zu wenden und der Gefahr ins Auge zu schauen . . .

Ein Aufatmen geht jetzt durch die Zuschauerreihen. Blut fließt zwischen den Stofflappen drunten. Rote Tücher lenken den Bullen ab. Das Pferd wird weggeführt. Den Reiter hat man schon hilfreich über die Barriere gezogen.

Hor=reih — Hor=reih!

Die Arena wird geräumt. Der Banderillero kommt. Er und der Stier stehen sich allein gegenüber. Nicht mit dem täuschenden Tuch, sondern durch das Rot der eigenen Kleidung reizt der Mann das wütende Tier, geradewegs auf den eigenen Körper zu. In einem kurzen Bogen schnellt er sich im letzten Augenblick dem Stier entgegen, um dicht vor den spitzen Hörnern vorbeizuhuschen, als diese sich zum Stoße senken — und blitzschnell sind dem Bullen zwei Lanzen kräftig in die Schultern gestoßen. Wie ein Stückchen höhere Mathematik fast mutet das Ganze an: eine gut berechnete Kurve, der geradeaus sausende Tierkörper... Freilich, wenn der Schnittpunkt um Sekundenlänge falsch berechnet wurde, landet der Fechter auf den tödlichen Hörnern.

Drei Pfeilpaare müssen sauber hintereinander den Nacken des Stieres zieren. Und bei allen Kämpfen des Tages glückte exakt der Stoß, einmal nur konnte der Bulle einen der peinigenden Pfeile aus dem Fleische schütteln. Brausender Beifall lohnt die Arbeit des Banderillero, der dem deutschen Zuschauer als der ritterlichste Kämpfer in der Corrida erscheint. Ein verwegener Capaschwinger nur konnte sich mit ihm messen. Einen ganz frischen Stier nahm er sich vor; blitzschnell ließ er das schäumende Tier rechts und links von seinem knapp ausbiegenden Körper in die rote Capa rasen. Und jede der eleganten Bewegungen begleitete die Menge rythmisch mit dem einstimmigen Jubelruf: „Hor=reih, Hor=reih!"

Braver Stier — will schlafen gehen...

Der Banderillero trat ab, dem Stier netzen schon Bäche dunklen Blutes die Seiten. Die Widerhaken der Reiterlanzen, die sechs dünnen Pfeile zerschneiden die Sehnen und hemmen schmerzend jeden Schritt. Matt ist der Stier, und läge es an ihm, gerne gäbe er das bewegte Spiel jetzt auf. Kaum blickt er nach den roten Tüchern. Mit müden Trabschritten nur setzt er sich in Marsch. Der abgekämpfte Recke ist reif für den Matador, den Helden des Tages.

Stolz erhobenen Hauptes, mit schräg vom Wirbel abstehenden Zöpflein, in die altehrwürdige Tracht gekleidet, betritt er die Arena. Schallender Jubel empfängt ihn. Der Höhepunkt des Gefechtes, der zeremonielle Todesstoß steht ja bevor — und außerdem hat die Reklame gut vorgearbeitet für den Senor Matador. Röter als rot, purpurn schimmert die Capa, hinter der er den blanken Degen verbirgt. Zu einem letzten Angriff rast der aufgescheuchte Stier herum. Jetzt starren alle Blicke auf einen Fleck, jetzt wird ihm der tödliche Stoß das Herz zerfleischen...

Aber der Matador weicht dem Stiere aus, noch= und nocheinmal läßt er ihn in die leere Capa rennen. Und jetzt ist es genug, jetzt spielt der Stier endgültig nicht mehr mit. Er streikt — er legt die Arbeit nieder — mitten im Sandplatz stellt er sich auf und träumt von den fetten Weiden Andalusiens, wo er in Freiheit und Würde seine Jugendjahre verbrachte...

Und da ist der Matador in seinem Element! Stolz wie ein Spanier — er ist ja einer —, stolz schreitet er dem Untier entgegen. Einen Schritt nur vor den tödlichen Hörnern pflanzt er sich auf. Alles könnte programmäßig gehen, hielte bloß der Stier den Kopf nicht so hoch! — Armer Stier, drei Jahre lebtest du in Andalusien, und kennst noch nicht das spanische Hofzeremoniell! — Er träumt mit hochgelegenem Haupt; die Spieße schneiden da nicht so ins Fleisch...

Minutenlang beschäftigen sich fünf, sechs Männer mit dem flegelhaften Vieh. Tücherschwenken, gütiges Zureden, ein Zupfen am Schwanz, das mit einem zerstreuten Fußtritt beantwortet wird. — — Ah, jetzt ist es soweit! Ein glücklicher Zufall bewegt das Tier, den Kopf tief zwischen die Vorderfüße herabzutauchen. Jetzt zielt der Matador auf die tödliche Stelle — jetzt stößt er zu — und hat das Herz verfehlt. Pfeifen auf den Galerien — ein zweiter Stoß — der Klügere gibt bekanntlich nach — und gutmütig sackt der Stier zusammen. Wahnsinniger Beifallsjubel erfüllt sofort den Raum.

Sechsmal wiederholt sich der Kampf an einem Nachmittag. Dann drängen die Massen, noch schwer atmend vor Erregung, in die abendlich kühle Stadt hinaus.



Bunte Chronik



Der Klub der Dicken tagt.

Der Klub der Dicken, einer der merkwürdigen amerikanischen Klubs, hat dieser Tage wieder einmal seine Jahresversammlung abgehalten. Daß ein solcher Tag im Klub der Dicken nicht sang= und klanglos vorübergeht, liegt auf der Hand. Und man hat es sich auch diesmal nicht nehmen lassen, wieder den üblichen Wettbewerb im Vielessen aufzustellen. Als Sieger ging aus dieser Konkurrenz, die in Wilmington ausgetragen wurde, der Sekretär des Klubs hervor, ein gewisser John Delaney, der sich schon durch das stattliche Gewicht von 126 Kilogramm vor seinen etwas leichteren Klubkameraden rühmlich auszeichnet. Das Diner, bei dem die große Eßkonkurrenz ausgetragen wurde, war zugleich der Höhepunkt der Veranstaltung. Herr John Delaney aß mit bewundernswerter Ausdauer und lag bald seinen Gegnern um eine Nasenlänge bzw. um ein Pfund Braten voraus. Er hat im ganzen folgende beachtliche Quantitäten zu sich genommen: 2½ Kilogramm Truthahn, 2 Kilogramm Brot, 1 Pfund Käse, einige Schüsseln Gemüse, 2 Liter Gefrorenes, dazu 25 Stück Torte verschiedener Sorten. Auch an Getränken hat es selbstverständlich nicht gefehlt. Der Sieger konsumierte 15 Flaschen Bier und als Abschluß des Menus 2 Liter schwarzen Kaffee. Immerhin hat die Versammlung des Klubs wieder einmal den Beweis erbracht, daß man in Amerika noch immer versteht, wertvolle Rekorde auszutragen. Ein amerikanischer Reporter hat sogar herausbekommen, daß das Gesamtgewicht der an der Konkurrenz beteiligten Dicken zusammen 17 Tonnen betrug. Uns Deutsche berühren diese Rekorde in einem Lande, wo Millionen hungern müssen, allerdings reichlich geschmacklos.



Lustige Ecke





„Arthur, ich hörte die Mausefalle zuschnappen, schau' doch gleich nach, ob was drin ist!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z. o. p. beide in Bromberg.